

Reise vom Okandeland bis zur Mündung des Schebeflusses.

Von Dr. Oskar Lenz.

Mit 2 Karten (Siehe Tafel VII u. VIII).

(Fortsetzung u. Schluss.)

Die Hauptbeschäftigung der Aduma und Oschebo ist ein ausgedehnter Sklavenhandel, und zwar sowohl mit der Okandebevölkerung als auch mit den südlich von ihnen wohnenden Awanschi und mit den weiter flussaufwärts lebenden Banschaka, die ihrerseits bereits mit den Völkern des Congo-Gebietes, besonders den Ateke in Verbindung stehen. Der Verkehr der Aduma-Oschebo mit den Okande war nun seit einigen Jahren durch das feindliche Auftreten der Fan unterbrochen worden. Die Okande wagten sich seit der *Affaire mit Marquis Compiègne* nicht hinauf ins Adumaland, und umgekehrt die Letzteren nicht hinab zu den Okande; nur einzelne Aduma und Oschebo habe ich bei den Okande angetroffen, welche die gefährliche Reise in ganz kleinen Canoes, die nur einen Mann tragen können, unternahmen. Die Aduma fahren dabei sehr sorgfältig immer dicht am Ufer hin, durch die überhängenden Bäume gedeckt, so dass sie nicht vom gegenüberliegenden Ufer bemerkt werden können; ausserdem liegen die Fandörfer auch meist ein Stück im Wald drinnen. Meist reisen die furchtsamen Aduma auch nur während der Nacht und halten sich am Tage im Wald versteckt. Den grossen Wasserfall Oboë aber passiren sie in der Weise, dass sie das Canoe am linken Ufer des Flusses, wo kein Fandorf in der Nähe ist, eine lange Strecke durch den Wald tragen, bis sie wieder etwas ruhigeres Wasser treffen. Auf dieselbe Weise gelangen sie auch wieder zurück vom Okandeland. Es ist begreiflich, dass bei dieser Art von Verkehr kein regelmässiger Handel zwischen beiden Völkern stattfinden kann; grosse Canoes mit Sklaven, Ziegen und Schafen können auf diese Weise nicht befördert werden, und so war denn seit einigen

Jahren ein Stillstand in dem Verkehr der Aduma- und der Okande-Bevölkerung eingetreten; das aber ist ja auch der Grund gewesen, dass ich so lange bei den Letzteren mich aufhalten musste, ohne sie veranlassen zu können, in meiner Begleitung die von ihnen selbst ersehnte Reise auszuführen.

Bei den Aduma und Oschebo wird ziemlich viel Palmöl bereitet, aber dasselbe gelangt natürlich nicht in die Hände der Europäer, sondern es dient zum Austausch von Eisenwaaren und Fleisch. Die Aduma sind schlechte Jäger, oder sie sind zu faul dazu; sie ziehen es vor, in ihren Dörfern zu bleiben und ihre Sklavenangelegenheiten nach allen Richtungen hin breitzutreten, und kaufen dann das ihnen zur Nahrung dienende Fleisch von den eigentlichen Buschvölkern; trotzdem sie zahlreiche Ziegen und Schafe halten, werden diese Thiere doch selten geschlachtet, sondern dienen mehr als Bezahlung beim Verkehr mit den Okandleuten. Die Bereitung des Palmöls ist eine sehr primitive; man gräbt ein flaches Loch in die Erde, stampft den Boden fest, füllt dasselbe mit den kleinen rothen Früchten der Oelpalmen und löst dann das weiche ölhaltige Fleisch der Frucht mit den Füßen ab, presst den Rückstand mit den Händen aus und wirft die Kerne weg. Auf diese Weise wird nicht nur das Oel sehr unvollständig ausgepresst, sondern das in den Kernen befindliche Oel geht auch verloren; da es aber kein eigentlicher Handelsartikel ist und Palmen allenthalben reichlich wachsen, so gibt man sich weiter keine Mühe mit der Darstellung des Oeles.

Der Ogowe sowohl, als auch die zahlreichen kleinen Bäche und Flüsse, welche demselben zuströmen, sind reich an wohl-schmeckenden Fischen; um dieselben auf bequeme und schnelle Weise in grösseren Mengen zu fangen, betäubt man die Thiere durch ein Pulver, das aus der zerstoßenen Frucht einer Palmenart dargestellt wird, eine Methode, die sehr häufig angewendet wurde, und die auch im Okandeland allgemeiner Gebrauch war. Sie lässt sich natürlich besser in kleineren Gewässern verwerthen und für kleine Fische, als in dem grossen, stark strömenden Ogowe; der letztere führt besonders häufig sehr grosse Welse, die von vorzüglichem Geschmack sind, die man aber mit Angelhaken oder Netzen zu fangen pflegt.

Der Charakter der Adumabevölkerung war im Allgemeinen gutmüthig und ich bin so ziemlich gut mit ihnen ausgekommen;

nur der Nationalfehler aller dieser Negerstämme, eine unglaubliche Feigheit, war mir oft hinderlich. Sobald wir in die Nähe eines Dorfes kamen, wo irgend einer meiner Begleitung einmal Streit gehabt hatte, fürchtete er sich weiter zu gehen, und so fanden häufig Desertationen statt; allerdings wird der einzelne Neger, wenn er nicht auf ganz gutem Fusse mit den Leuten eines Dorfes steht, häufig abgefangen und als Sklave verkauft, daher rühren denn auch die ewigen Fehden und die allmälige numerische Abnahme der verschiedenen Negerstämme. Im Verhältniss zu seiner Ausdehnung ist das Land doch schwach bevölkert; die Dörfer befinden sich nur an den Flussufern, und man kann gar nicht selten einen ganzen Tag durch die Wälder reisen, ehe man auf ein solches Dörfchen stösst, das oft nicht mehr als zwanzig bis dreissig kleine Hütten enthält. Diese Wälder aber sind reich an Thieren und besonders häufig ist, wie schon erwähnt, der Leopard. Während ich mich in einem Adumadorfe aufhielt, wurde eine Frau von diesem Raubthier zerrissen. Dieselbe war Abends zu dem eine Viertelstunde entfernten Bache gegangen, um Wasser zu holen, kehrte aber nicht zurück; am nächsten Morgen fand man die blutigen Ueberreste im Walde. Natürlich gab das Veranlassung zu einem grossen Palaver. Es war zweifellos irgend Jemand an dem Tod der Frau schuld; ein Bewohner des Ortes oder der Nachbarschaft hatte die Gestalt des Raubthieres angenommen, und es war nun die Aufgabe des Oganga, den betreffenden Zauberer auffindig zu machen. Die Verhandlungen dauerten viele Tage und wurden vor mir geheim gehalten, so dass ich schliesslich abreiste; aber ich erfuhr später, dass man einen Mann aus einem Nachbar-dorfe beschuldigt und zur Ncassa-Probe verurtheilt hatte. Wie das Ordal ausgefallen ist, weiss ich nicht; wenn er den betroffenen Oganga gehörig bestochen hat, so kann der Angeklagte mit dem Leben davon gekommen sein.

Ich hatte bisher die ganze Reise im Adumagebiet unter dem Schutze und der Begleitung des Königs *Muata* ausgeführt, als wir aber Anfangs Juli 1876 ein neues Dorf, Namens *Ibenga* erreichten, verliess mich dieser Chef, denn, wie er meinte, sein Einfluss höre jetzt auf; aber wahrscheinlich hatte er Sklaven-geschäfte zu erledigen und wollte nicht weiter. Es stiess ein anderer König, Namens *Suamangbu* zu uns, dessen Dorf an der äussersten Grenze des Adumagebietes, beim Wasserfall *Ndume*

lag, und dahin beschloss ich nun zu reisen, in der Hoffnung, von dort aus die weiter östlich wohnenden Stämme besuchen zu können.

Nach einigen Tagen bereits erreichten wir die Grenze des Adumagebietes. Der Ndumefall ist eigentlich nur ein sehr starker Katarakt, der quer durch den Strom setzt, allerdings ein bedeutendes Hinderniss für die Canoefahrt; wenn die Aduma nicht wollen, kann kein Boot hier passiren; zu dem Zweck haben sie die Oeffnungen zwischen den Felsen, durch welche man allenfalls ein Canoe bringen könnte, mit Baumstämmen verstopft, und man muss die Adumahilfe unbedingt in Anspruch nehmen. Es soll der Ndumefall das letzte Hinderniss sein, welches der Ogowe bietet; weiter flussaufwärts habe er ruhiges Wasser, was ich auch später, wenigstens bis zur Schebemündung bestätigt, gefunden habe.

Hier an der Grenze des Adumalandes hatte ich denn das ganze, von Nord nach Süd streichende westafrikanische Schiefergebirge durchquert; es beginnt beim Volk der Okota, geht durch das ganze Okandagebiet hindurch und reicht bis hierher zu den Aduma, hat also eine bedeutende Breite. Der Länge nach erstreckt sich dieser Gebirgszug von Camerun angefangen in südlicher Richtung bis tief in die Provinz Angola hinein; es besteht aus zahlreichen parallelen Bergreihen, deren durchschnittliche Höhe nicht über 2000 Fuss beträgt; einzelne Spitzen, wie die Berge Onshiko und Otombi im Okandeland, mögen 3000 Fuss erreichen. Die einzelnen Bergzüge sind durch mehr weniger breite Längenthäler getrennt und durch zahlreiche Querthäler werden dann eine Menge einzelner Berge und Berggruppen hervorgerufen. Das Gebirge besteht anfangs, d. h. im Okota- und Apinschigebiet aus verschiedenen krystallinischen Schiefen mit mächtigen Quarzeinlagerungen, deren Schichten alle sehr regelmässig steil nach Osten einfallen. Darüber folgt in normaler Ueberlagerung im Okandeland ein mächtiger Zug von Eisenglimmerschiefer (Itabirit), während die obersten Lagen vorherrschend aus schwarzen, hornsteinartigen Kieselschiefen bestehen, die ich noch bis zum Ndume-Wasserfall antraf. Weiter flussaufwärts habe ich dann kein anstehendes Gestein mehr gesehen; die zahlreichen Granitblöcke, die ich besonders im Okandeland fand, sind erratic, und dürften durch den Fluss, zur Zeit als er noch eine grössere Wassermasse besass, aus den tiefer im Innern befindlichen Plateaulandschaften herabgeführt worden sein.

In Suamangbu's Dorfe richtete ich mich nun so gut es ging für einige Zeit ein; ich wollte von hier aus nicht nur die umwohnenden Stämme besuchen, sondern vor Allem Unterhandlungen beginnen mit den Leuten wegen einer eventuellen Weiterreise in östlicher und südöstlicher Richtung. Das Dorf war klein und bestand nur aus einigen zwanzig Hütten; es lag eine kleine Viertelstunde vom Ogowe-Ufer entfernt auf einer Anhöhe, und rundherum, sowie zwischen den Hütten, waren zahlreiche Bananenbäume angepflanzt, die einen freundlichen Eindruck hervorrufen. Bananen bilden hier das wichtigste Nahrungsmittel, Jam und Maniok werden auch gebaut, aber seltener. Auch hier, wie überall im Ogowegebiet, kommen beide Arten des nützlichen Baumes *Musa sapientium* und *Musa paradisiaca*, vor; die Früchte der einen Art genießt man roh, die andern müssen erst gekocht werden.

Von anderen Frucht- und Gewürzbäumen sind hervorzuheben: Orangen, die aber eine bittere Frucht liefern; Citronenbäume sehr häufig wild, die Früchte sind aber auffallend klein, im Geschmack unseren Citronen ähnlich; eine kleine, sehr saftige und erfrischende Melonenart; Ananas wächst wild überall, die Früchte saftig und sehr wohlschmeckend; Pfeffersträucher gibt es überall, und zwar die verschiedensten Arten, die einen haben grosse grüne schotenartige Früchte, wie der ungarische Paprika, die andern haben runde gelbrothe Früchte von der Grösse und Form einer Erbse, noch andere haben intensiv rothe, kleine, walzenförmige Früchte, alle aber sind ausserordentlich scharf und werden von den Eingebornen zum Würzen ihrer Speisen benutzt; die bekannte Mangove-Pflaume fand ich hier nicht mehr, den Kolanusbaum selten; verschiedene Arten von *Solanum*, mit kartoffelartiger Knolle fand ich nicht selten, wie auch die Batate, die süsse Kartoffel, die in allen Tropenländern verbreitet ist.

Irgend einen hervorragenden Kunstsinn fand ich bei den Aduma und Oschebo nicht entwickelt; die Waffen verfertigen sie nicht selbst, sondern kaufen dieselben von den Osaka. Grosse Sorgfalt wird, wie auch bei der Okandebevölkerung auf die Pflege des Haupthaars gelegt und die Männer tragen die sonderbarsten Frisuren. Musikinstrumente, wie ich bei anderen Völkern vielfach antraf, bemerkte ich bei den Aduma nicht, ausser den gewöhnlichen Tamtams, die aus einem Stück ausgehöhlten Holzes bestehen, das

mit Ziegenfell überspannt ist. Nach den einförmigen Tönen dieser Trommel, die von Sklaven geschlagen wird, führen sie ihre Tänze auf. Die schönen Harfen der Akelle und anderer Stämme sah ich hier nicht, trotzdem aber verriethen die Aduma grosse Liebe für Musik. Ich habe während meiner Reise eine grosse prächtige Spieldose mitgeführt und damit ganz gewaltige Effecte erzielt. So oft ich in einem Dorfe übernachtete, war das Erste, was man zu sehen verlangte, die Musikdose. Hunderte von Menschen drängten sich dann um mich herum und lauschten andächtig den Klängen von »Czar und Zimmermann« oder der »Marseillaise«. Ich habe dieses Instrument sogar manchmal benützt, um irgendwo etwas leichter zu erreichen; ich lud einen Chef, von dem ich etwas verlangte, in meine Hütte, zeigte ihm die Musik, und er starrte verwundert auf die sich von selbst drehenden Walzen und Räder. Das galt als ein grosses Zeichen der Gunst und verfehlte selten seinen Zweck.

In einem Adumadorfe brachte man mir sonderbarer Weise eine gewöhnliche schwarze Hauskatze zum Geschenk. Da nun vor mir nie Europäer in jene Gegenden gekommen sind, die Bewohner selbst aber völlig ausserhalb des Handelsverkehrs mit der Gabunküste liegen, so kann das Thier nur von weiter südlich wohnenden Stämmen gekommen sein, die mit den am Congo wohnenden Negern verkehren, zu denen Portugiesen und Mulatten nicht selten ihre Handelszüge ausdehnen.

Unter den Stämmen, die in nächster Nähe der Aduma wohnen, hatte ich zunächst Gelegenheit die Awanschi und die Mbamba kennen zu lernen. Das Gebiet der Ersteren ist südlich vom Adumaland gelegen und umfasst ein sehr bedeutendes Terrain. Es ist ein echtes Buschvolk, dessen Dörfer sehr vereinzelt in den ungeheuren Waldungen zerstreut liegen, die sich zwischen dem Lolo und dem Hauptstrom, dem Ogowe erstrecken. In südwestlicher Richtung grenzen sie an die Okona und Opove, zwei kleine Negerstämme, die nur mehrere Tagereisen entfernt von den Asimba am Ofuëfluss wohnen. Es war ja früher, wie erwähnt, meine Idee gewesen, mit Hilfe der Asimba zu jenen Okona und Opove zu kommen, von da wollte ich durch das Awanschigebiet bis zu den Aduma reisen, wohin ich eben jetzt mit Hilfe der Fan auf andere Weise gekommen war. Das, was ich nun aber von den Awanschi gesehen habe, hat mich nicht in der

Hoffnung bestärkt, dass ich die erst projectirte Reise hätte glücklich durchführen können. Sie sind durchaus kein sanftmüthiges Volk; sehr kriegerisch, leiden die friedlicheren Stämme stark unter ihren Raubzügen, und es ist sehr wahrscheinlich, dass ich in ihrem Gebiete stecken geblieben wäre, meine Güter verloren hätte und mit Mühe zu den Asimba zurückzukehren im Stande gewesen wäre. In ihrem Aeussern ähneln die Awanschi sehr den Osaka und Akelle; ihre Sprache ist dagegen dem Oschebo- und Aduma-Dialekt nicht unähnlich; es scheint also doch, dass sie zu diesen in näherer Verwandtschaft stehen als zu den Akelle. Es bestanden übrigens zwischen Aduma und Awanschi zahlreiche Streitigkeiten, und wenn ich in ein Dorf der Letzteren wollte, musste ich mich erst genau um den Stand der augenblicklichen politischen Verhältnisse erkundigen.

Die Awanschi zeigten sich übrigens ganz ausserordentlich erstaunt über Alles das, was sie bei mir sahen. Sie kannten die Existenz der weissen Männer bisher nur durch Hörensagen, und nie vorher habe ich so komische Aeusserungen aufrichtiger Bewunderung von all' dem Neuen wahrgenommen als bei den Awanschi. Die Waffen, meine Kleidung, besonders das Schuhzeug, all' die verschiedenen Güter, die ich mit hatte, brachten sie aus ihrem Erstaunen gar nicht zu sich, als ich aber mein Notizbuch herausnahm und sie über Einiges ausfragte und notirte, wollten sie auch erschreckt davon laufen! Mit Mühe wurden sie durch die Aduma, welche sich vollständig an mich gewöhnt hatten, beruhigt.

Einen höchst sonderbaren Schmuck fand ich bei Awanschifrauen. Die Beine derselben waren, vom Knöchel bis zum Knie, mit blank geputzten, glänzenden Messingschienen umgeben; während man sonst nur Messingringe um die Knöchel trägt, waren diese hier in hohe, das ganze Bein umgebende Schienen ausgedehnt worden, die man noch dadurch verziert hatte, dass man reihenweise angeordnete kleine Löcher in das Messingblech gestochen hatte.

Eine viel weniger wichtige Rolle als die Awanschi spielen die Mbamba. Dieses Völkchen bewohnt die ausgedehnten Wälder am Nordufer des Ogowe; ihre ersten Dörfer beginnen gleich in der Nähe der Osaka und von da an erstrecken sie sich weit flussaufwärts noch über die Aduma hinaus. Aber das Volk besteht doch nur aus einigen Hundert Seelen; die kleinen Dörfer

liegen völlig isolirt mitten im Urwald, oft viele Tage von einander entfernt; sie sind ein echtes Jägervolk, ihr Ackerbau beschränkt sich auf die Anpflanzung einiger Bananenbäume; von Hausthieren fand ich nur wenige Hühner, selten eine Ziege, und Hunde. Was das letztere Thier betrifft, so ist es die bekannte kleine Race mit langen Ohren und spitzer Schnauze, wie sie durch das ganze äquatoriale Afrika vorzukommen scheint, denn Schweinfurth beschreibt genau denselben Hund und gibt eine Abbildung, die vollständig den von mir häufig beobachteten Exemplaren gleicht. Man findet das Thier, welches kein echtes Gebell hat, sondern schakalartig heult und überhaupt im höchsten Grade widerlich und zudringlich sich benimmt, bei fast allen Stämmen, am meisten aber bei den Fan; diese essen nämlich die Hunde, und die übrigen Neger finden diese Sitte ebenso abscheulich als das Menschenessen. Wiederholt habe ich im Asimbaland gesehen, wie Fan vom gegenüberliegenden Ofuë-Ufer herüberkamen und von den Asimba Hunde einkauften.

Gegenüber S u a m a n g b u n g u's Dorf, am rechten Ogowe-Ufer befand sich eine kleine Mbamba-Niederlassung, die aus 6—8 elenden Hütten bestand; ich ging von da an weiter landeinwärts und stiess noch auf einige solche kleine Dörfer, bis ich schliesslich einige Stunden im Wald drinnen, eine etwas grössere Ortschaft mit einigen zwanzig Hütten vorfand. Ueberall aber, wohin ich kam, fand ich leere Häuser, Alles hatte sich in die Wälder geflüchtet! Das hatte übrigens noch einen andern Grund, und die Mbamba waren nicht vor mir allein geflohen, sondern auch vor meinen Begleitern, den Aduma. Diese pflegen nämlich nicht so selten ein Mbambadorf förmlich zu überraschen und einige Leute zu rauben, um sie als Sklaven zu verkaufen, und das hat die an sich schwachen und zu jedem Widerstand unfähigen Mbamba so furchtsam gemacht. Mit Mühe gelang es uns schliesslich, eine Anzahl Leute aus dem Busch herauszubekommen, indem ihnen Glasperlen und Salz als Geschenke versprochen wurden. Ich fand gewöhnliche Buschneger, äusserst scheu und zurückhaltend, mit dem üblichen Schurz von Mattenzeug bekleidet, ohne weiteren Schmuck, da sie sehr selten mit anderen Stämmen verkehren. Sie haben eine besondere Sprache, es machte aber hier begreiflicher Weise die grössten Schwierigkeiten, einige Worte richtig zu erhalten; sobald ich anfang zu schreiben, wollten sie wieder davonlaufen.

Ich wollte den Leuten ausser etwas Salz und Glasperlen auch ein Paar Feuersteine, von denen ich immer eine grössere Quantität mit mir führte, schenken, aber meine Adumabegleiter verhinderten das. Diese dulden nämlich nicht, dass die Mbamba Gewehre führen und deshalb meinten sie, seien denselben Feuersteine auch nichts nütze. Die Mbamba haben in der That nur Speere; dazu führen sie sehr lange, gut gearbeitete Schilde, die aus einer gespaltenen Liane geflochten sind. Hier hatte ich die Grenze des Steinschlossgewehres erreicht; weiter hinaus in östlicher Richtung lassen die Aduma, die den ganzen Verkehr in ihren Händen haben, die Gewehre nicht gehen, und alle weiter im Osten wohnenden Stämme, wie Umbete etc. haben keine Feuerwaffen, sondern nur Speere. Dagegen geht das Feuersteingewehr in nordöstlicher Richtung, wo Fan wohnen, noch sehr weit in's Innere, vielleicht sogar durch den ganzen Continent.

Während ich mich in Suamangbungu's Dorfe aufhielt, suchte ich nun in erster Linie möglichste Klarheit über die Volksstämme zu bekommen, welche weiter flussaufwärts wohnen; nach zahllosen Erhebungen, die ich mit aller Vorsicht und möglichst häufiger Controle angestellt habe, scheint mir nun das folgende als das Glaubwürdigste:

Geht man von der Grenze des Adumalandes, also vom Wasserfall Ndume an, den Ogowe aufwärts (und zwar in südöstlicher Richtung), so passirt man folgende Stämme:

Linkes Ufer: Aduma, Mbangwe, Bakota, Banschaka, Mbamba (an beiden Ufern), Awanschi, Anschikani, Akanike, Ateke, Avumbo, Balari, Mbogo.

Rechtes Ufer: Mbamba (beide Ufer), Aschongo und Asamma (sehr weit vom Fluss, landeinwärts lebend), Umbete (am Schebe-Fluss).

Geht man den Lolo, den schon mehrfach genannten linken Nebenfluss des Ogowe, aufwärts, so hat man anfangs noch Fan, kommt dann an die Grenzen der Osaka und Awanschi, und später zum grossen Volk des Nschavi, deren Namen schon durch Duchaille's Reise bekannt geworden ist; unter ihnen sind bereits wieder Abongo-Niederlassungen. Zwischen Lolo und Ofuë (im Ober- und Mittellauf wenigstens, im Unterlauf sind Fan) wohnen die Okona und Opove; erstere sind mit den Asimba verwandt, wo ich auch mit einer Anzahl Okona zusammengetroffen bin.

Namen, wie Avumbo, Ateke, Balari etc., finden sich schon auf älteren Karten im Norden des Congoflusses angegeben; es ist also keinem Zweifel unterworfen, dass die Quellen des Ogowe im Süden oder Südosten zu suchen sind, dass derselbe aber nicht aus einem weit im Osten oder gar im Nordosten gelegenen See stammt.

Ein sehr grosser Theil des Oschebo- und Adumalandes liegt noch innerhalb des Gebietes der Ogowe-Stromschnellen, und der Verkehr zwischen den oft weit auseinander liegenden Ortschaften ist ein sehr schwieriger. Nur die nahe bei einander befindlichen Dörfer sind durch schmale Waldwege verbunden, im Uebrigen wird der Verkehr nur mit Hilfe von Canoes vermittelt. Die Oschebo und Aduma bedienen sich für gewöhnlich ganz kleiner Canoes, die nur einen Mann zu tragen im Stande sind; beim Rudern sitzen sie in der Regel und suchen das kleine schmale Fahrzeug im Gleichgewicht zu halten; beim blossen Kreuzen des Flusses stehen sie wohl auch aufrecht. Unglücksfälle kommen selten vor; die Leute sind ausserordentlich gewandt in der Führung der Boote und kennen das Wasser und die Stromschnellen sehr genau; dennoch war ich selbst Zeuge, wie ein Mann, freilich an einer sehr reissenden und gefährlichen Stelle umwarf und ertrank. Für längere Reisen besitzen die Oschebo-Aduma, wie die Okandebewölkerung grosse, stark gebaute Canoes, die zwanzig und mehr Ruderer bedürfen; das Rudern selbst geschieht stehend und wird die schwere Arbeit durch einen einförmigen Gesang begleitet.

Während meines mehrwöchentlichen Aufenthaltes in diesem Lande unternahm ich zahlreiche Excursionen in die Umgebung, weiter aber als bis zum Wasserfall Ndume zu gelangen, schien anfangs unmöglich. Wie im Okandland versuchte ich auch hier einzelne Häuptlinge oder Oganga zu gewinnen, dass sie mir Leute für eine Weiterreise stellen mögen; zahlreiche Verhandlungen darüber fanden statt, aber immer fanden die Aduma neue Gründe, die eine Weiterreise nicht ausführbar erscheinen liessen.

Schliesslich half mir wieder derselbe Adumamann, Namens Epopo, der bereits bei den Osaka mir Canoes und Ruderer verschafft hatte; er war mit mir bis zum Ndumc-Wasserfall gekommen und wohnte mit mir in dem dicht dabei gelegenen Dorfe des Adumachefs Suamangbungu. Durch verschiedene heimlich ihm zugesteckte Geschenke brachte ich ihn dahin, dass

er den Letzteren für meinen Plan geneigt machte, so dass wir schliesslich über eine Weiterfahrt einig wurden. Mein Ziel war zunächst, die Mündung des Flusses Schebe zu erreichen, im Gebiet der Banschaka. Suamangbunu erklärte mir, dass er die Verantwortung nicht auf sich nehmen könnte, seine eigenen Leute zu dieser Reise herzugeben; denn die Aduma ständen mit den weiter im Innern wohnenden Stämmen nicht auf bestem Fusse, er wollte aber selbst mit einigen seiner Sklaven wenigstens zwei Tagereisen weiter bis zu dem kleinen Volk der Bakota gehen. Schon hiermit zufrieden, machte ich ihm ein Geschenk mit einem Korb voll Salz sowie einer Partie grosser Glasperlen, worüber er sehr erfreut schien, und nach einigen Tagen brachte er mir wirklich zehn Leute zum Rudern meines Canoes. Ich nahm nur die nothwendigsten Waaren mit mir, liess einen meiner Diener zur Bewachung der Sammlungen etc. zurück, und so wurde denn eines Morgens der Ndumefall, der die Grenze des Adumagebietes bildet, überschritten. Es war dies keine ganz leichte Arbeit. Die Waaren wurden längs des felsigen Ufers getragen und das grosse, schwere Canoe unter Beihilfe der ganzen Bevölkerung des Dorfes über die reissenden Katarakte ohne Unfall gebracht; jenseits derselben aber war das Wasser des Ogowe vollkommen ruhig und glatt. Der Fluss kommt hier aus SSO und behält diese Richtung wahrscheinlich bis zu seiner Quelle bei; die Ufer bestehen aus niedrigen dicht bewaldeten Anhöhen, deren trostlose Einförmigkeit und Einsamkeit nur selten unterbrochen wird. Die wenigen Mbamba- und Mbangwedörfer liegen weit im Wald drinnen, und man kann Tage lang fahren, ehe man einmal einem einzelnen Neger begegnet, der in seinem kleinen Canoe gewöhnlich an der Mündung eines Baches dem Fischfang obliegt. Auch die Thierwelt fehlt, und nur selten fliegt eine Schaar kreischender Papageien über den Wäldern dahin; eine unbeschreiblich düstere Einsamkeit und Ruhe ist der Charakter der Gegend und keine Spur einer heiteren sonnigen Tropenlandschaft.

Wir passirten am zweiten Tage ein Bakotadort, ohne uns aufzuhalten; meine Leute waren darüber entrüstet, aber ich wollte vorher mein Ziel, die Banschaka und den Schebefluss erreichen, die vereinzelt Ansiedlungen aber erst auf dem Rückwege besuchen. Ueber diese Angelegenheit kam es zu einer heftigen Scene. Auf das Dorf, welches am linken Ufer liegt, stiessen wir

Abends, und meine Ruderer hatten erwartet, dass wir hier unser Ziel erreicht hätten und die Nacht daselbst zubringen würden. Ich liess nun dicht am entgegengesetzten Ufer weiter rudern, obgleich es anfang finster zu werden, und die Leute versicherten, es gäbe weiter oben kein Dorf, und in dem an Leoparden so reichen Urwald könne man nicht übernachten; sie weigerten sich entschieden weiter zu gehen und versuchten in's Wasser zu springen, um das gegenüberliegende Ufer und das Bakotadorf schwimmend zu erreichen. Ich verlangte die Intervention des mitreisenden Adumachefs, dieser aber erklärte, er könne seine Leute nicht zwingen weiter zu gehen, gab mir aber zu verstehen, dass ich mit Gewalt versuchen sollte, die Ruderer zur Arbeit zu bringen; nur wolle er selbst mit der ganzen Sache nichts zu thun haben und alle Verantwortlichkeit von sich abwälzen. Es blieb mir in diesem kritischen Augenblicke auch nichts Anderes übrig; meine Gabun-Diener luden in recht auffallender Weise ihre Hinterlader und erklärten, auf jeden Aduma, der versuchen würde in's Wasser zu springen, zu schiessen. Die Letzteren waren bestürzt und suchten Hilfe bei ihrem Chef; dieser erklärte, er sei dem weissen Manne gegenüber machtlos, und so zwang ich die Leute schliesslich noch ein paar Stunden weiter in die Wildniss hinein zu rudern, bis es bereits finstere Nacht war, und ich das Bakotadorf weit entfernt genug glaubte, um ein Entfliehen meiner Adumamänner zu vereiteln. Schliesslich liess ich halten, ein Stück Busch schlagen und mächtige Feuer anzünden, denn die Wälder hier waren reich an Leoparden, und wir hatten häufig genug das charakteristische Gebrüll dieses Raubthieres gehört. Weder ich noch meine Gabun-Diener konnten diese Nacht schlafen, sondern mussten mit dem geladenen Gewehr in der Hand die Aduma bewachen, um sie an allen Versuchen zur Flucht zu hindern. Als die Letzteren sahen, dass mein Entschluss nicht zu ändern war, ergaben sie sich in ihr Schicksal und baten sich nur für die Weiterreise bis zu den Banschaka ein Extrageschenk aus; ich versprach auch Jedem, sobald wir in dem Hauptdorf des letztgenannten Gebietes angekommen wären, eine Perlenschnur und eine Hand voll Salz, womit sie auch vollkommen zufrieden waren und den Rest der Nacht an den mächtig lodernden Wachfeuern verschliefen. Der Chef der Aduma aber, Suamangbungu, hatte ein böses Gewissen und wagte gar nicht sich in die Verhandlungen zu mischen; sobald wir am Lande

waren, kroch er unter sein Muskitonetz und kam nicht wieder zum Vorschein.

Am nächsten Morgen ging es denn auch flott weiter, und wir erreichten gegen Mittag ein kleines Bakotadorf wo wir hielten, um Lebensmittel einzukaufen. Ich musste sehr vorsichtig sein und liess nur einigeder Aduma an's Land, die anderen blieben unter Bewachung meiner Diener im Canoe; der Häuptling Suamangbungu aber ging mit mir in's Dorf, und ich liess ihn nicht von meiner Seite. Die Bakota sind ein kleines Volk, das nur 4 oder 5 Dörfer besitzt, welche aus einigen zwanzig schlechten, unregelmässig zerstreut liegenden Hütten bestehen. Irgend etwas Charakteristisches fand ich bei diesen Leuten nicht; nur die grossen, hübsch geflochtenen Schilder fielen mir auf, wie ich sie bereits bei den Mbamba gesehen hatte, mit welchen die Bakota überhaupt viel Aehnlichkeit haben, obgleich ihre Sprache eine andere ist. Im Verkehr waren sie unfreundlich; obgleich ich der erste Europäer war, den sie gesehen haben, so machten sie doch Schwierigkeiten im Verkauf von Ziegen und Hühnern und suchten soviel wie möglich herauszuschlagen; während ich anderwärts immer ein Gastgeschenk erhalten hatte, musste ich mich hier mit dem Ankauf von Bananen begnügen, da sie zu hohe Preise für Fleisch verlangten, wenigstens im Verhältniss zu meinen noch vorhandenen Mitteln. Sklavenhandel ist auch hier die einzige Beschäftigung, und sie stehen mit den Aduma und Oschebo sowohl in Geschäftsverbindung, als auch mit den weiter flussaufwärts wohnenden Banschaka; Bananen und Maniok wurde überall gebaut, ebenso sah ich ziemlich viel Palmöl. Die Bakota hatten keine Canoes, da sie ihre wenig ausgedehnten Reisen immer zu Land unternehmen.

Noch denselben Abend erreichten wir endlich eine kleine Lichtung im Urwald, von wo aus ein schmaler Fussweg zu den ziemlich weit entfernt auf der Anhöhe gelegenen Banschakadörfern führte. Da es aber bereits sehr spät war, so zog ich vor, am Ufer die Nachtlager zu errichten; bald entstand denn auch das gewöhnliche Bivouak, und meine Adumaleute waren guter Dinge, da sie nicht weiter zu gehen brauchten. Aber das Gerücht von meiner Ankunft musste bereits zu den Banschaka gedrungen sein; denn noch spät Abends kam eine Deputation derselben mit dem Bruder des Häuptlings zu mir und bat dringend, noch in das Dorf zu kommen und nicht im Walde zu bleiben, wo es der zahlreichen

Leoparden wegen sehr unsicher sei. Ich war ungemein ermüdet und wollte bleiben; hatten wir doch tüchtige Feuer angezündet, vor welchem dieses Thier, dessen langgezogenes Gebcül wir in nächster Nähe vernahmen, sich fürchtet; aber meine gesammte Begleitung war in Folge der Mittheilungen der Banschakamänner so ängstlich geworden, dass ich mich schliesslich noch zu dem sehr beschwerlichen Marsch in der Nacht durch den dichtesten Busch bequemen musste. Sehr ermüdet kam ich endlich gegen Mitternacht in dem Dorfe Simangoy's, des mächtigsten Banschakahäuptlings an. Mir wurde eine Hütte eingeräumt, und ich glaubte nun endlich Ruhe zu haben. Aber die Nacht verging wieder völlig schlaflos. Ich hatte mich kaum zurückgezogen, als meine Diener mit der Nachricht kamen, ein Theil der Adumaruderer sei entflohen; sie fürchteten, ich wollte am nächsten Tage weiter, und so hätten sie sich versteckt, um am andern Morgen zu den Bakota zurückzukehren. Ich musste nun Suamangbungu rufen lassen und ein Palaver entstand mitten in der Nacht, das mehrere Stunden dauerte. Ich versprach, nicht zu den weiter landeinwärts wohnenden Stämmen reisen zu wollen, und konnte so die noch übrig gebliebenen Aduma beruhigen.

Aber schon am nächsten Tage begannen die Verdriesslichkeiten von Neuem. Gegen Mittag berichteten mir meine Diener, dass die letzten Adumamänner entflohen seien, und dass Suamangbungu dasselbe beabsichtigte! Den Letzteren sperrte ich nun in meine Hütte ein und liess ihn durch zwei gut bewaffnete Diener bewachen; ich selbst besuchte den König des Ortes, Namens Simangoy, nachdem ich ihm ein Geschenk, bestehend aus Salz, Baumwollzeug und Glasperlen geschickt hatte. Ich fand einen alten, gebrechlichen Mann vor, den ein schweres Leiden schon seit Monaten an das Lager gefesselt hatte; es war eine ganz abgemagerte Gestalt, die Glieder in Folge Rheumatismus ganz steif, und nur an dem unruhigen, funkelnden Auge merkte man, dass noch Leben in ihm war. Aber gerade die gezwungene Unthätigkeit schien den Mann in die schlimmste Laune versetzt zu haben; er war im höchsten Grade herrisch und grausam gegen seine Umgebung, und die Sklaven, die der alte Herr beständig um sich hatte, zitterten vor Furcht, wenn sie angerufen wurden; sie wagten nicht aufrecht vor ihm zu stehen, sondern knieten nieder, wenn irgend eine Dienstleistung verlangt wurde. Simangoy schien der

Typus eines afrikanischen Despoten zu sein. Trotz seines unbehilflichen Zustandes empfing er mich doch mit dem grössten Interesse und verlangte Alles zu sehen, was ich bei mir hatte; wie üblich, verfehlten auch die Waffen nicht, den grössten Eindruck hervorzurufen, und besonders war es ein Revolver, den er nicht genug bewundern konnte. Die Bevölkerung selbst war anfangs furchtsam, und besonders Weiber und Kinder liefen davon, wenn ich mich irgendwo sehen liess. Aber schon nach wenigen Tagen änderte sich dies; ich hatte beständig einen ganzen Trupp Banschakaleute in meiner Hütte, deren Neugierde mir zuletzt lästig wurde; auch aus den umliegenden Dörfern kamen die Bewohner herbei, um den N'tangani, wie auch hier der weisse Mann genannt wird, anzustauen.

Am Abend meiner Ankunft in Simangoy's Dorf fand ein grossartiger Tanz statt, der die ganze Nacht hindurch bis zum frühen Morgen andauerte; es wurde, wie ich auch bereits in vielen Aduma- und Oschebo-Dörfern auf der Herreise gesehen hatte, gerade das Fest der Beschneidung gefeiert. Die Art und Weise, wie die Banschaka tanzten, war übrigens sehr verschieden von demjenigen, was ich bisher in dieser Richtung zu sehen Gelegenheit hatte. Die Tänzer hatten sich auf die unsinnigste Weise entstellt; Gesicht, Brust und Arme hatten sie weiss gemalt, was im Contrast zu der dunkelbraunen Hautfarbe der Neger immer einen sehr unheimlichen Eindruck hervorbringt; mächtige Büschel von frischem Laub umgaben den Leib, der, wie auch Hals und Arme, mit allerhand Amuleten und Fetischzeug behängt war; besonders stachen natürlich die Oganga, die Priester, hervor, die sich bei solchen Gelegenheiten immer auf eine Weise entstellen, dass ihr Zweck, Furcht und Scheu zu erregen, vollkommen gelingt. Die Tänze selbst der Banschaka bestanden aber in den verwegenen und tollsten Bockssprüngen, wozu man brüllte und in die Hände klatschte, so dass ein Höllenlarm entstand, den man auf weite Entfernungen hin vernahm. Die Tänzer hatten einen Kreis gebildet; zwei derselben traten in die Mitte und producirten sich solo, während die Uebrigen in ihren tollen Sprüngen fortfuhren; die Musikinstrumente bestanden aus zwei grossen Tamtam von der allgemein gebräuchlichen Form, sowie aus einer mehr als zwei Fuss langen eisernen Glocke ohne Klöppel, auf welche man in Zwischenräumen mit einem weichen Holzstück schlug und dadurch

einen dumpfen, aber weithin vernehmbaren Ton hervorbrachte. Die Tamtam wurden, wie überall üblich, von Sklaven geschlagen; es ist eine ermüdende und anstrengende Arbeit.

Die Art und Weise des Tanzens bei der Okande- und Gabun-Bevölkerung ist eine andere als im Banschaka-Lande. Während hier das bacchantisch wilde Springen vorherrscht, bestanden die Tänze bei den anderen Nationen aus ruhigeren Bewegungen und Drehungen des Körpers, die man zwar auch nicht als schön bezeichnen kann; einen wirklichen, hübschen und geschmackvollen Tanz habe ich nur einmal bei den Fan gesehen. In einem Dorfe derselben lebte eine gefeierte Tänzerin, die gleichzeitig als Zauberin gefürchtet und verehrt wurde; bei meiner Ankunft wurde mir zu Ehren eine Vorstellung gegeben, und die wilden Fan sahen begeistert den Bewegungen ihrer berühmten Tänzerin zu und drückten ihr Interesse und Zufriedenheit durch zahlreiche kleine Geschenke aus.

Die Tanzfeierlichkeiten im Banschakagebiet während meiner Anwesenheit hingen, wie bemerkt, mit gewissen religiösen Feierlichkeiten zusammen; in der Nähe des Tanzplatzes hatte man eine kleine Hütte errichtet, in welcher drei Fetisch-Idole aufgestellt waren. Dieselben waren zwei bis drei Fuss hoch, aus Holz geschnitzt und stellten menschliche Figuren dar: sie waren weiss und roth bemalt und mit allerhand Fetzen bekleidet; eines dieser Idole war in sitzender Stellung, die anderen aufrecht stehend. Dies hatte ich bei den früher von mir besuchten Negerstämmen nie beobachtet; wohl aber erinnerte ich mich, dass südlich in den Congoländern und an der Loangoküste Hütten mit einem Bett für die Fetisch-Idole errichtet werden. Ich konnte daher aus diesen und noch aus manchen anderen Gründen annehmen, dass die Banschaka mehr Aehnlichkeit und Verwandtschaft mit den weiter südlich wohnenden Negerstämmen haben, als mit den im Stromgebiet des Ogowe lebenden, speciell mit der Okandebevölkerung. Diese Hütten mit den Fetisch-Idolen waren für gewöhnlich geschlossen, und nur bei Festlichkeiten werden sie geöffnet und die Figuren der gläubigen Menge zur Verehrung gezeigt. —

Der Ogowestrom hat im Banschakagebiet bereits viel von seiner früheren gewaltigen Breite eingebüsst und dieselbe beträgt nicht mehr als 300—400 Fuss. Die genaue Aufnahme seines Laufes, die ich während der Canoereise vornahm, ergab,

dass, während er vom Okandeland an im Allgemeinen eine ostwestliche Richtung zeigt, er von da ab immer mehr aus Südost kommt, so dass seine Quellen in 2° bis 3° südlicher Breite und ungefähr 15° östlicher Länge von Greenwich zu suchen sein dürften. Da nun nach der Stanley'schen Reise der Congo in seinem Mittellauf einen gewaltigen Bogen über den Aequator hinaus macht und dann erst in südwestlicher Richtung dem Meere zustrebt, so könnte nur eine schmale Wasserscheide zwischen dem Ogowe und den von der rechten Seite des Congo demselben zufließenden Wässern sein. Wenn man diese Verhältnisse auf der Karte betrachtet, so kommt unwillkürlich der Gedanke, ob nicht der Ogowe schliesslich bloß ein grosser Seitenarm des Congo sei. Es gibt aber einige Gründe, die sich mit dieser Ansicht nicht recht vertragen. Ogowe und Congo haben zunächst verschiedene Schwellungszeiten; die Hochwasserperiode des gewaltigen Zaire oder Livingstone-River, wie man ihn jetzt nennen will, ist eine andere als bei dem Ogowe, bei welchem man, entsprechend der grossen und kleinen Regenzeit auch ein zweimaliges Steigen und Fallen beobachtet. Ferner stimmen die grösseren Nebenflüsse des Ogowe, besonders die linken nicht gut mit der Auffassung, dass der Ogowe kein selbstständiges Stromgebiet habe, überein. Der Rembo Ngunie, Ofuë und Lolo haben fast alle einen rein südnördlichen Lauf, der Ogowe selbst entspringt auch im Süden, so dass die Quellen aller dieser Flüsse beinahe in einer Linie liegen. Hiermit stimmen die Aussagen der Eingebornen, die man zwar vorsichtig aufnehmen muss, aber doch nicht ganz vernachlässigen darf, recht gut überein. Die Ininga, welche jetzt am Zusammenflusse des Ogowe mit dem Rembo Ngunie wohnen, hatten früher ihre Wohnsitze am Ober- und Mittellauf des letztgenannten Stromes und trieben mit den Aschango, Aschira und anderen Stämmen Sklavenhandel, bis sie von den Akelle vertrieben wurden. Der bereits sehr alte blinde Iningakönig Renoki erzählte mir nun, dass er früher den Nguniefluss bis zur Quelle verfolgt habe, und dass er dann, nachdem er einige Zeit zu Fuss gewandert sei, ein kleines Wasser gefunden habe, welches in umgekehrter Richtung, also von Nord nach Süd, fiesse. Ebenso erzählte mir ein Akelle-Chef (und die Akelle sind diejenigen, welche die weitesten Reisen und Wanderungen unternehmen), dass er bei den Ateke gewesen sei, und dass der »Kopf« (die Quelle) des Rembo Ngunie

gar nicht weit von demjenigen des Ogowe selbst gelegen sei. Er sei damals fast zwei Jahre von seiner Heimat weg gewesen, und man habe ihn bereits für todt gehalten; er habe aber mit den Ateke vortheilhafte Handelsverhältnisse abgeschlossen. Alles das deutet doch darauf hin, dass im Süden eine Wasserscheide existirt zwischen dem Ogowe und dem Stromsystem des Congo.

Dass ich mich bereits nicht mehr sehr weit von den südlicher gelegenen, dem Stromsystem des Congo angehörigen Landestheilen befand, als ich das Banschakagebiet erreicht hatte, bewiesen mir noch verschiedene andere Umstände. So fand ich unter den Banschaka und Awanschik europäische Waaren, die entschieden nicht aus den Factorieen des Gabun- und Ogowegebietes stammten und die Leute versicherten mich auch, sie haben durch weiter südlich wohnende Stämme, besonders Akanike und Ateke, diese Sachen erhalten. Es gehörten unter diese mir auffälligen Artikel besonders die grossen milchweissen und lichtblauen Glasperlen, die in den Gabunfactorieen gar nicht existiren, wohl aber an der Loangoküste und im Congogebiet ein sehr gewöhnliches Tauschmittel bilden. Auch gehört hieher das Antreffen eines Hausschweines in Simangoy's Dorf, welches dort als Seltenheit betrachtet wurde, und welches Simangoy einst als Geschenk von Handelsfreunden erhalten hatte, die aus den südlicheren Gebieten zu ihm gekommen waren. Das Hausschwein ist aber im ganzen Ogowegebiet unbekannt, und als ich auf meiner Rückreise das mir von Simangoy geschenkte Thier den Aduma- und Okandeleuten zeigte, erregte es allgemeine Bewunderung. Dagegen ist das Hausschwein in den seit Jahrhunderten von Portugiesen bewohnten Gebieten südlich des Ogowe allgemein verbreitet, und das von mir bei Simangoy angetroffene Exemplar, wie auch eine in einem Adumadorf herumlaufende Hauskatze stammen ebenso aus den unter portugiesischem Einfluss stehenden Provinzen, wie die grossen blauen Glasperlen und gewisse Kattunstoffe, die ich bei den Banschaka gesehen hatte; es war also zweifellos, dass ich hier an der Grenze zweier Handelsgebiete mich befand, deren eines von Gabun ausgeht, während das andere seinen Ursprung an der Loangoküste oder vielleicht in noch südlicheren Theilen hat, von wo aus portugiesische Händler, besonders aber Mulatten, weit in das Innere reisen.

Wie die Verhältnisse lagen, konnte ich an eine Weiterreise vom Banschakagebiet nicht denken: die Adumaruderer waren ent-

flohen, den Chef derselben musste ich in der Hütte bewachen lassen, damit er mir nicht auch durchgeht und das Canoe mitnimmt, die Banschaka reisen nur zu Lande, und ich hätte Träger herbeschaffen müssen für die Mengen von Gepäck, die man braucht, um weiter zu reisen, mit dem letzteren aber war ich so reducirt, dass ich kaum genug hatte, um noch die Reise zurück bis ans Meer ausführen zu können. Dazu kam, dass in Folge der fortwährenden Aufregungen aller Art, der Fieberanfalle etc. meine Gesundheit derart angegriffen war, dass ich weitere Fieberanfalle nicht zu überstehen glaubte und dieselben einen perniciosösen Charakter annehmen würden; kurz ich musste mich entschliessen, mit den gewonnenen Resultaten zufrieden zu sein, und mehr an eine spätere Verwerthung derselben denken, als durch ein forcirtes Weiterreisen Alles auf's Spiel zu setzen.

Ich brachte meinen Aduma-Chef und einige Banschaka wenigstens soweit, dass sie mit mir noch zu der nur einige Stunden flussaufwärts befindlichen Mündung des Schebeflusses gingen; weiter aber brachte ich keinen Menschen. Der Schebe ist ein rechter Nebenfluss des Ogowe, wie der Ikoni und der ungleich grössere Ivondo, und kommt aus Nordosten; an seiner Mündung hat der Schebe dieselbe Breite wie der Ogowe selbst, ist also bedeutend kleiner als der Ivondo und dürfte in Bezug auf Grösse mit dem Lolo, der ein linker Nebenfluss ist, zu vergleichen sein.

Einige Tagereisen den Schebe aufwärts wohnen nach den Berichten der Banschaka die Umbete, ein zahlreiches Volk. Auf dem Wege von Simangoy's Dorf zur Confluenz passirten wir die Stelle, wo vor fünf Jahren die Banschaka mit den Umbete, welch' Letztere damals mehr flussabwärts, den Banschaka gegenüber wohnten, einen grossen Krieg gehabt hatten. Beide Parteien hatten damals, wie heute noch, keine Feuerstingewehre, sondern nur Schild und Speer; da nun die Banschaka numerisch sehr im Nachtheil waren gegenüber den Umbete, so riefen sie die Aduma zu Hilfe, welche mit ihren Steinschlossgewehren tüchtig unter den Umbete aufräumten. Die Letzteren zogen sich darauf mehrere Tagereisen den Schebefluss aufwärts zurück, und seitdem existirt kein Verkehr zwischen Umbete einerseits und Banschaka-Aduma anderseits. Es war also für mich auch nicht die geringste Aussicht vorhanden, dass ich auch nur einen Mann gewinnen würde, der mich zu den Umbete zu begleiten bereit gewesen wäre.

Ausser den Umbete wohnt noch am linken Ufer des Schebe das kleine Buschvolk der Mbongo (möglicherweise Abongo), am rechten aber kommen erst noch einige Osaka- und Bakotadörfer und dann die Njamba, welche keine Mattenkleider tragen, sondern Holzfasern um die Hüften befestigen; vor den Umbete aber kommt man in östlicher Richtung reisend zu dem grossen Volk der Undumbo.

Geht man hingegen von der Mündung des Schebeflusses in den Ogowe weiter flussaufwärts, also in südöstlicher Richtung, so stösst man erst auf einige Mbamba- und Awanschidörfer, in vier Tagen erreicht man die Banschikani, in noch weiteren fünf Tagen die Akanike und Ateke, und dürfte dann bereits in Ländern sein, die dem Stromgebiet des Congo angehören; wäre ich nur einiger-massen bei Gesundheit gewesen, und ich hätte noch etwas europäische Güter sowie eine Anzahl williger Träger gehabt, so hätte ich von hier aus leicht den Congo erreichen können.

Es war mir dies versagt und an der Confluenz des Schebe mit dem Ogowe war ich zur Umkehr gezwungen; es war der 5. Juli des Jahres 1876 als ich mein Vordringen nach Osten oder richtiger Südosten einstellen musste, der unangenehmste Tag während meines ganzen fast dreijährigen Aufenthaltes in Afrika!

In Simango's Dorf zurückgekehrt, musste ich nun an die Vorbereitungen zur definitiven Rückkehr denken; es war dies aber gar nicht so leicht, da sich herausstellte, dass ausser dem Aduma-Chef Suamangbunu nicht ein einziger Mann zum Rudern des Canoes zu finden war; von den Banschaka konnte ich absolut Niemand bewegen, hinab zu den Aduma zu reisen. Der Adumahäuptling und meine vier Gabun-Diener allein mussten also das Canoe bis zum Ndumefall bringen; es ging stromabwärts und das Wasser war ruhig, und so kamen wir auch glücklich in Suamangbunu's Dorf an, nachdem wir noch vorher einige Bakotadörfer besucht hatten. Von hier an aber begannen die Schwierigkeiten von Neuem, und nur mit unglaublicher Mühe gewann ich einen Trupp Adumamänner, die mich hinab in's Okandeland brachten; die Ereignisse aber auf dieser Reise, und besonders der Ueberfall seitens der Fan, ist anderwärts geschildert worden*).

*) Skizzen aus Westafrika, Berlin, Hofmann und Comp., in dem Capitel über die Fan.

Bemerkungen zur ethnographischen Karte.

Als vor vier Jahrhunderten kühne portugiesische Seefahrer Westafrika entdeckten, fanden sie daselbst grosse Negerreiche vor, die von mächtigen und einflussreichen Despoten regiert wurden. Im Laufe der Zeit aber sind fast alle diese ausgedehnten Reiche zerfallen; die Macht der herrschenden Familien wurde durch die zahlreichen Häuptlinge gebrochen, von denen jeder Einzelne sich so selbstständig als möglich zu machen suchte, und gegenwärtig findet man nur eine Unzahl kleiner Negerstaaten, die unter sich in beständiger Fehde liegen und nur dann eine Zeit lang gemeinsam handeln, wenn es gilt, sich den europäischen Eindringlingen zu widersetzen.

Die in den Gabun- und Ogoweländern lebenden Stämme gehören der grossen Familie der Bantuneger an, die im Laufe der vergangenen Jahrhunderte von Ost nach West gewandert sind; wenn man aber einige Zeit unter diesen Völkern gelebt hat, so findet man bald heraus, dass sich doch verschiedene fremde Elemente darunter finden, die sich durch Sprache, Sitte, Körperbau und Charakter recht scharf von einander unterscheiden. Für das von mir specieller untersuchte Gebiet, besonders das Stromgebiet des Ogowe, konnte ich nun vier Gruppen recht gut von einander trennen, und ist deren Verbreitungsgebiet auf der beigegebenen ethnographischen Karte durch Farben unterschieden worden. Die grösste Verbreitung haben die seit Jahrhunderten sesshaften Stämme, die sowohl längs der Meeresküste wohnen, als auch sich an beiden Ufern des Ogowestromes weit in das Innere hinein erstrecken. Das ruhige Beisammenleben dieser Völker ist nun im Laufe der letzten drei oder vier Jahrzehnte gestört worden durch zwei mächtige Negerstämme, von denen der eine, die Fan, von Nordosten her unaufhaltsam weiter nach der Küste des Atlantischen Meeres zu herandrängt, überall die einheimische Bevölkerung gewaltsam verdrängend, während der andere, die Akelle, von Süden dieselbe Rolle zu spielen suchen, und sich stellenweise sogar keilförmig in das von den Fan besetzte Gebiet einzwängen. Das treibende Element ist bei beiden Stationen dasselbe: dunkle Gerüchte sind zu ihnen gedrungen von der Existenz eines grossen Wassers, von zahlreichen dort leben-

den weissen Männern, von den grossen Schiffen, beladen mit den so sehr begehrten europäischen Waaren, besonders Pulver und Gewehre, Zeuge und Glasperlen, Saiz und Rum. Die Ergebnisse ihrer Jagden, das Elfenbein, und das von der häufig in den Wäldern des Innern wachsenden Gummiliane erzeugte Kautschuk vertauschten sie bisher an die den Zwischenhandel treibenden sesshaften Stämme, von denen sie natürlich nur sehr wenig erhielten; das Bestreben, nun selbst mit den Europäern zu verkehren, treibt die Fan und Akelle unaufhaltsam dem Meere zu. Für die sesshafte Bevölkerung aber ist der Zwischenhandel eine Existenzfrage, und daher denn die beständigen Reibereien und Fehden, in denen die ohnehin schwache Bevölkerung jener Gegenden jährlich mehr vermindert wird.

Als ein viertes Glied der Bevölkerung im Gabun- und Ogowegebiet muss man die *A b o n g o* bezeichnen. ein numerisch sehr unbedeutendes, zerstreut zwischen den anderen Stämmen lebendes und von diesen geduldetes Völkchen, das zu den sogenannten Zwergstämmen des inneren äquatorialen Afrika gerechnet wird.

Diesen verschiedenen Elementen gegenüber stehen nun die wenigen Europäer, die sich theils als Colonialbeamte und Händler, theils als Missionäre und Reisende für einige Zeit in jenen Gegenden aufhalten. Die klimatischen Verhältnisse sind derart, dass ein dauernder Aufenthalt für Weisse daselbst unmöglich ist; nach drei- bis vierjährigem Aufenthalt sucht Jeder wieder fortzukommen, und nur von Missionären und Kaufleuten kennt man einige wenige Beispiele, dass Einer oder der Andere zehn, fünfzehn und noch mehr Jahre an jener ungesunden Küste ausgehalten hat.

Was nun die Vertheilung der einzelnen Völker betrifft, so mag auf Folgendes hingewiesen werden:

S e s s h a f t e B e v ö l k e r u n g Dieselbe hat in den Gabun- und Ogoweländern zunächst die Küstengegenden inne; früher erstreckte sich dieselbe weit in das Hinterland hinein, das aber gegenwärtig von den Fan und Akelle besetzt ist. Dagegen wohnen noch an beiden Ufern des Ogowe eine Anzahl sesshafter Stämme, die freilich durch die von Nord und Süd heranziehenden Eindringlinge sehr in die Enge getrieben werden. Die sesshafte Bevölkerung besteht aus zahlreichen kleinen Stämmen, die oft nur einige Hundert Seelen zählen, die sich aber vielfach durch

Sprache und Sitten unterscheiden. Nach der Sprache habe ich zwei Hauptgruppen getrennt: Mpungwe- (Gabun-) Stämme und Okande-Stämme. Die ersteren haben dieselbe Sprache mit nur Dialektverschiedenheiten, zu ihnen gehören: Mpungwe (Gabunesen), Orungu (Cap Lopez-Leute), Ncomi (Kamma), Galloa, Adjumba, Ininga. Zu der Okandebevölkerung dagegen rechne ich: Okota, Jalimbongo, Apinschi (wahrscheinlich auch Aschango, Ischogo und Ivili) und die eigentlichen Okande nebst den Asimba. Weiter im Innern bilden dann die Oschebo und Aduma, wahrscheinlich mit den Banschaka und Bakota eine Sprachgruppe, während sowohl Awanschi als Mbamba eigene Sprachen haben; die Osakasprache aber ähnelt sehr derjenigen der Akelle. Die Stämme an der Bai von Corisco wie Mbenga, Bapuka, sowie Osekiani haben eigene von dem Mpungwe verschiedene Sprachen.

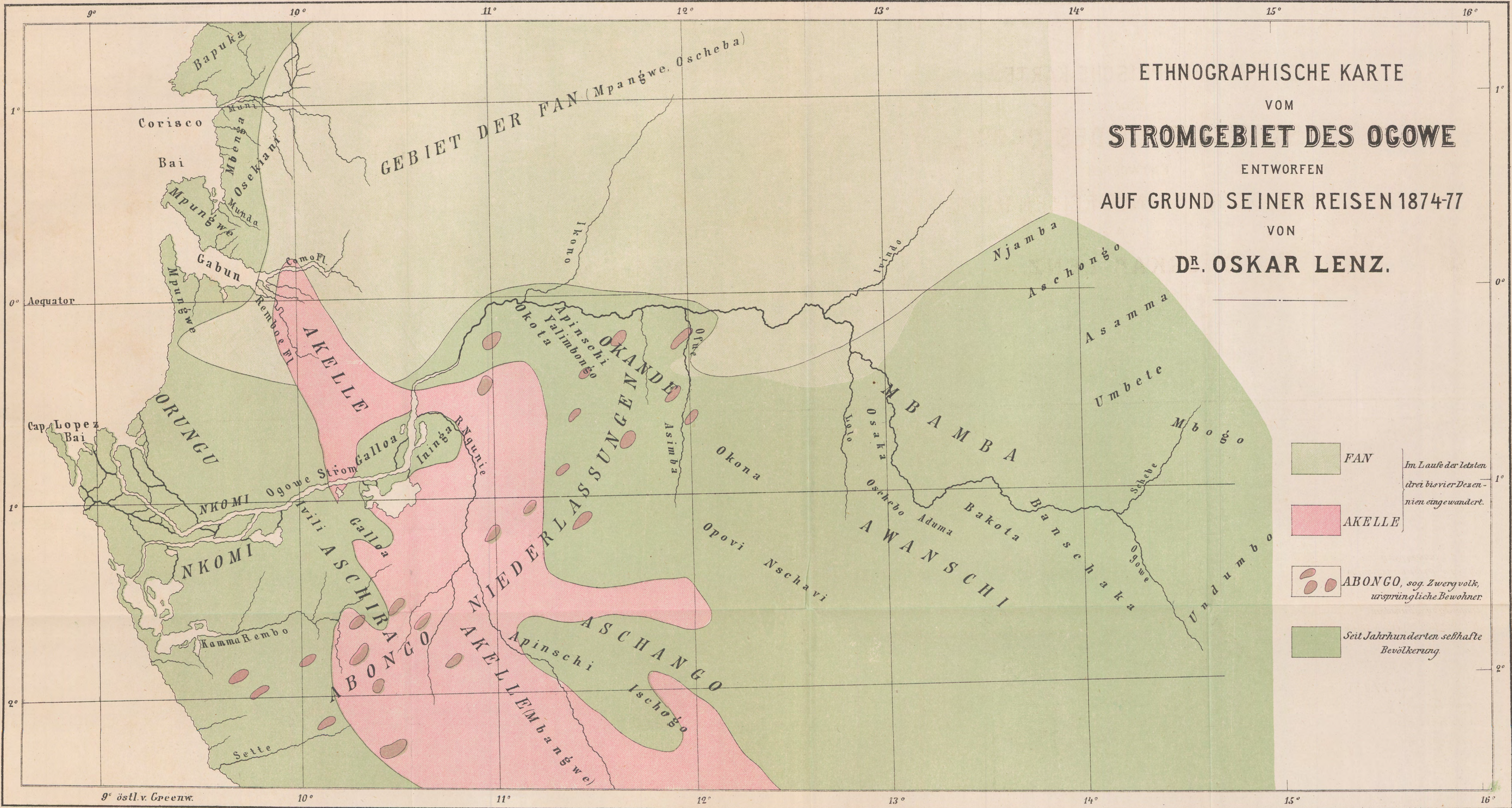
Was nun die eingewanderten Stämme betrifft, so haben Fan und Akelle ihre eigenen, sowohl unter sich als auch von den bisher genannten völlig verschiedenen Idiome; ebenso besitzen die Abongo zweifellos eine eigene Sprache, für gewöhnlich aber bedienen sie sich der Sprache desjenigen Volkes, unter welchem sie wohnen.

Die Fan rücken aus nordöstlicher Richtung her an nach dem Meere zu; es gibt zwischen diesem Anthropophagenvolk und den von Schweinfurth besuchten Njam-Njam und Monbuttu so viele Analogien, dass eine Verwandtschaft der genannten Stämme wahrscheinlich ist. Stanley hat neuerdings da, wo der Congo den grossen Bogen über dem Aequator beschreibt, gleichfalls Anthropophagen gefunden, die dann das Verbindungsglied zwischen den Fan und den Monbuttu und Njam-Njam bilden würden.

Die Akelle kommen von Südosten her, sind dem Laufe des Rembo Ngunie gefolgt bis zu seiner Mündung in den Ogoe und haben sich dann festgesetzt und weiter verbreitet.

Die Abongo wohnen in kleinen Niederlassungen zerstreut zwischen den verschiedenen Stämmen am linken Ogoe-Ufer. Sie bilden kein zusammenhängendes Volk mehr, dürften aber die eigentlichen Autochthonen des äquatorialen Afrika sein, die durch spätere Eindringlinge verdrängt und in kleine, herumirrende Gemeinden zersprengt worden sind.

ETHNOGRAPHISCHE KARTE
 VOM
STROMGEBIET DES OGOWE
 ENTWORFEN
 AUF GRUND SEINER REISEN 1874-77
 VON
DR. OSKAR LENZ.



- FAN
 - AKELLE
 - ABONGO, sog. Zwergvolk, ursprüngliche Bewohner.
 - Seit Jahrhunderten sesshafte Bevölkerung.
- Im Laufe der letzten drei bis vier Decennien eingewandert.*